

Fremdlinge : drei Skizzen

Autor(en): **Anneler, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **22 (1918-1919)**

Heft 2

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662345>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lob der Toten.

Es geht so rasch im Menschenreigen
Verloren Deiner Schritte Spur,
Du nennst auf Erden nichts Dein Eigen
Als Deine Toten nur!

Es welkt der Strauß in Deinen Händen,
Das Gold zerfließt wie eitel Spreu,
Der Liebste kann sich von Dir wen-
den ...

— Die Toten nur sind treu!

Ist flüchtig Dir das Glück gemogen,
Es birgt sein Kelch den Todeskeim,
Sind alle Freunde fortgezogen,
Die Toten sind daheim!

Und reißt Dein Herbst die süßen Trau-
ben,
Und kränzt Dein Haupt mit Laubgewind,
Harrst Du getreulich aus im Glauben,
Daß Tote lebend sind!

Die Opferschale bricht in Scherben,
Der Sturm löscht Deiner Fackel Licht ...
Der Quell versiegt, ... die Sterne sterben ...
— Die Toten sterben nicht!

Isabelle Kaiser.

Fremdlinge.

Drei Skizzen von Hedwig Anneler, Voetschen.

Wollt' ich von allen erzählen, die fremd ins einsame, weltferne Berg-
tal gekommen und fremd wieder gegangen sind, — drei Tage und drei
Nächte fänd' ich kein Ende.

Vom ewigen Juden müßte ich erzählen. In fliegendem Mantel und
hohem Turban hat er das Tal durchschritten, Unrast im schmerzvollen Blick;
nicht die Matten und Wälder, der schweigende Felsen nicht, noch die tod-
bringenden Gletscher haben's vermocht, Frieden in sein schmachtendes Herz
zu hauchen. Und von der Zigeunerin müßt' ich sagen; Würfel und Karten
und den bunten Gürtel, der ihr Kraft zu bösem Zauber gegeben, die mußte
sie zurücklassen im Tal; sie selber wurde verjagt. Und von Bettlern müßte
ich schreiben, die mit Broten und Käsen talaus gezogen sind, und von Kor-
bern mit kleinen Kindern auf dem Rücken, und von braunen, härtigen Kapu-
zinern, und von schwarzen, bleichen Jesuiten, von Krämern mit einem Pack
auf dem Rücken, von Viehhändlern, die mit dem Gelde klingen, von neugier-
igen Städtern, von Wallfahrern, von Bergsteigern, jenen beiden Engländern
vor allem, die niemals, niemals mehr talausgehen werden, — und von so
vielen, unzähligen Andern. —

Laßt mich nur von dreien erzählen, von drei Fremdlingen.

Der Sägenfeiler.

Über drei Monate schon liegt das Thal unter Schnee; über drei Monate wird es noch gefangen sein, wenn der Winter nicht allzu lange dauert.

Doch das schafft weder Trauer noch Wehmut. Der Himmel wölbt sich so lichtblau, als lächelten lauter Frühlingsblumen zu ihm empor. Hinter den hohen Felszacken schweben Wolken, leicht, lustig, und weiß wie Sommervögel; aus verborgener Ferne schweben sie heran, hinter den Felszacken schweben sie vorbei, schweben daron in verborgene Ferne, leicht, lustig, unaufhaltjam, einem Befehle gehorchend, der unserm groben Ohr nicht vernehmbar ist. Unter dem lächelnden Himmel dehnt sich das weiße Thal. An drei, vier heimlichen Plätzchen sieht man aus der Tiefe der Schneeschichten den grauen Fels emporgucken, überhängt von fahlen Halmen des vorigen Jahres, oder Erde, die mit gelben Lärchennadeln überdeckt ist. Sogar grüne Blättchen rollen sich heraus, dort, aus den Fugen des Steinblockes, Blättchen jenes Farnes, dessen braunhaarige Wurzeln süß und würzig schmecken. Ich glaube, wenn man lange lautlos wartete, würde man zuletzt zwischen ihnen hervor ein Mäuschköpfchen herausäugeln sehen. Und wenn man Augen hätte, die durch die Erde wie durch klares Glas dringen könnten, ja, wie wunderviele kleine Schläfer würde man darin erblicken, Larven und Käfer und Würmer, die alle, sorglos in ihrer Verborgenheit, dem Frühling entgegen schlummern. — Und rings um ihre Heimat Schnee, so weit man sieht, strahlender, lachender Schnee. Er fühlt, wie die Sonnenstrahlen ihn leis durchwärmen, wie Flocke um Flocke in ihm erwacht, wie sie sich umwandeln zu lebendigem Wasser, das da rinnen und eilen wird, hinab in die Tiefe und dann himmelan. —

Nur die Lärchenbäume oben am Hange freuen sich darüber und jenes Bachstelzchen, das in der Lonza zwitschernd von Stein zu Stein schwirrt. Die Menschen achten nicht darauf. Einige tummeln sich in den schneevollen Matten jenseits vom Flützchen, Bürschlein und Burschen, auf Schneeschuhen; bald steigen sie mühsam bergan, dann gleiten sie abwärts, vornübergebeugt, oder plötzlich niederschlagend zu einem schwarzen Gefrabbel. Alle andern, Frauen und Männer und kleine Kinder, sind in den braunen Häusern, deren weißbedeckte Dächer jetzt eben überflort sind von kaffeeduftenden Räuchlein.

Heut schnurrt kein Spinnrad, heut pocht kein Dreschflegel, keine Säge schnarrt heut. Denn es ist Sonntag.

Ruhe nach dem Arbeitskampf der Woche, Spiel und Geplauder nach der mühevollen Pflicht, nach der sehnstichtigen Einsamkeit, Gottesfrieden nach der sorgenreichen Plage — es ist Sonntag. Je mühevoller die Arbeit der Woche, je qualvoller die Stunden, desto feliger ist der heutige Tag.

Wer von den Männern Kartenspiel liebt und Geplauder, der sitzt jetzt in des Fennders Stube, einen Fächer bunter Karten in der Hand, die Pfeife

im Mund, und ein Häuflein Bohnen vor sich, die sich mehren oder mindern, je nach dem Glücke. Wer von den alten Frauen etwas Neues hören oder mittheilen möchte, der sitzt an einem Krankenbett, ein Betbüchlein in der Hand, die Brille auf die Stirn hinaufgeschoben. Wessen Herz nach der Geliebten schmachtet, der wandelt langsam, anscheinend gleichgültig, dem Stalle zu, wo sein Mädchen heute früher hantiert als gewöhnlich. Doch Viele, die meisten Menschen, sind daheim, in der eigenen, der traulichsten Stube. Man spielt ein Weilschen mit dem Kleinsten, aber sobald er die Auglein zu reiben beginnt, legt man ihn in die Wiege, und schnürt ihn mit den bunten Wollbändern fest. Hat er die Lider geschlossen, dann streckt man sich auf der Bank unter der Fensterchenreihe aus, oder auf der Bank am heißen Ofen oder auf dem niedrigen Bett, sich erlabend am Gedanken, daß heute das Schlafen erlaubt sei, träumend von den Tagen der vergangenen und der kommenden Woche, allmählich, unmerkbar, entschlummernd.

Da pocht es plötzlich an die Thür.

Alles fährt auf. Der Pfarrer muß es sein oder ein Fremder. Einheimische klopfen nicht an. Aber krank ist ja niemand — was wollte der Pfarrer hier? — Schon geht die Thür auf, weit. „Guten Abend geb' Euch Gott, Herr“. Fremd tönt die Stimme und heiser.

Ein Alter steht da, gebückt, eine Mütze wie eine Schüssel vor sich haltend. — „Wolltet Ihr vielleicht so gut sein und mich über Nacht behalten? Ich bin Sagusälär“. Er ist klein, verkümmert, in Halblein ist er gekleidet, abgeschabt, doch sauber, ist graubärtig, verrunzelt, die Nase gebogen; scheu blickt er aus kleinen braunen Augen. Der Schädel glänzt haarlos in einem Kranz grauer Strähnen.

Die in der Stube schauen den Mann an und dann einander. „Mutter,“ flüstert die Tochter, „wir könnten ihn in den Schaffstall lassen. Da ist es warm, und er ist doch ein alter Mann“. Der Mutter gefällt der Vorschlag nicht recht. „Er ist sicher voll Flöhe und Läuse.“ Aber auch der Sohn meint: „Aba! so schlimm wird es nicht sein. Laßt ihn!“

Da sagt sie: „Meinetwegen! Aber rauchen tut mir dann nicht im Stall! Ihr könntet ihn sonst anstecken. Feilt uns morgen die Säge dafür! Sie hat es nötig“.

Der Alte setzt die Mütze wieder auf. „Jetzt ist es nicht mehr nötig, so häßlich zu sein“, denkt er. Eine Schirmmütze ist es. Er zieht sie über den ganzen Hinterkopf und streicht damit seine Haarsträhnen nach vorn; dünn, grau und leichtgewellt hängen sie nieder bis auf die Schultern. Es sieht aus, als wollte er den Kopf vor einem Plakregen bewahren. Die Mütze ist verwittert, graubraun wie ein Felsen, und der Alte hat weder Schirm bei sich noch Mantel, nichts als einen Hakenstock, und am Rücken einen kleinen Sack.

„Frau!“ fragt der Alte, „wollt Ihr mir zeigen, wo ich schlafen kann?“ und er dreht sich aus der Tür, fort von den neugierigen Augen. Die Tochter geht mit ihm. Vor der Haustür zeigt sie mit der Hand hinüber über das Flößchen, wo eine Gruppe von Ställen wartet. „Seht dort den äußersten, mit der Laube daran! Wenn ich getränkt habe, könnt Ihr kommen. Geht aber acht, daß Ihr die Türe gut zumacht und nicht etwa das Lamm hinauslaßt; es ist so ein lustiges und entgeht einem gern“. „So! ja, gut“, antwortet der Alte. „Ich gehe jetzt ein wenig im Dorf umher und schaue, wo ich für morgen Arbeit bekomme.“

Nach einer Stunde streckt er den Kopf wieder zur Tür herein. „Frau! wolltet Ihr mir vielleicht fünfzig Santim geben, daß ich ein Stück Brot kaufen kann und etwa zwei Dezi Wein beim Präsidenten. Ich gebe es Euch morgen zurück“. Die Mutter sagt leise zur Tochter: „Wein dünkte mich denn nicht so nötig. Aber er ist sicher weit gegangen, und dann in dem Alter — Gib es ihm!“ — Während er das Geld nimmt, fragt sie: „Von wo seid Ihr?“ — Ich bin ein Walliser. Ich gebe es Euch morgen unfehlbar zurück, da könnt Ihr sicher sein, Frau“. Und er ist fort. —

Langsam kommt der Abend geschlichen, kommt die Nacht und löscht den Sonntag aus.

Montag! Wochenanfang! Neue Arbeit, neues Leben! Früh stehen die Leute auf.

Der Hausvater, dicke Handschuhe angetan, ein Milchsack am Rücken, in der Faust einen Stock, geht fort aus dem Haus, fort aus dem Dorf, bergan, um im entfernten Stalle die Rüge zu besorgen. Der Sohn ergreift den Holzschlitten, der an der Hauswand lehnt, und trägt ihn hinab zum Flößchen und hinüber über den Steg zu den zerfägten Lärchstämmen, die dort im Schnee stehen. Einen nach dem andern ladet er auf und zieht ihn feuchend und schwitzend bergauf, ins Dorf. Die Mutter arbeitet in der Küche, die Tochter nimmt den Kleinen auf, zieht ihm ein sauber Hemdlein über, wäscht ihm das runde Gesicht und die zartfingerigen Händchen. Das ganze Dorf ist voll Arbeit und Leben. Aus den Ställen klingeln die Schellen von Schafen und Ziegen. Aus den Stapeln dröhnt unaufhörlich das Bochen der Drescher, Holzschlitten sausen schwer gaskab, Blöcke krachen unter dererspaltenden Art, Frauen schreiten vorbei und vorüber, die Röcke hochgeschürzt, den Kopf mit dicken Tüchern umhüllt, Heuförbe oder Milchsässer am Rücken. Der Schnee kreischt laut unter den Tritten. Alle Fenster sind eisüberkrustet. Es ist furchtbar kalt.

Endlich, gegen Mittag, kommt der Sägenfeiler. „Es ist zu kalt draußen“ meint er, „ich muß in der Stube feilen. Aber ich will schon sehen, daß ich Euch keinen Schmutz mache, Frau!“

Nun sitzt er auf dem dreibeinigen, runden Stuhl, stemmt die Säge ge-

gen die Fensterbank und zieht eine Feile aus der Tasche. Eine schöne Feile ist es, der Griff aus Messing. Wie mag der Alte dazu gekommen sein? Nach einem Augenblick schaut er auf, nimmt die Mütze vom Kopf und wirft sie auf die Bank. Dann bückt er sich über die Säge und beginnt zu feilen. Rrr, rrr, rrr, es tönt ganz weich. Bahn um Bahn feilt er, prüft ihn mit Zeigefinger und Daumen, und feilt wieder.

Die Mutter möchte gern etwas Näheres wissen von dem Mann. Der ist noch nie im Tal gewesen, kommt zum ersten Mal, in dem hohen Alter bei der mörderlichen Kälte, hat nichts bei sich als diese Feile, hat kein Geld, keinen Beruf, nichts. Was hat er wohl früher gearbeitet? Warum haben ihn seine Angehörigen nicht abgehalten von der weiten Wanderung? Sechs Stunden entfernt ist die nächste Ortschaft vor Tal, und von dort ist er nicht, das hört man an seiner Sprache. „Woher kommt Ihr?“ fragt sie zum zweiten Mal. „Aus dem Wallis!“ und er prüft mit zwei Fingern den gefeilten Bahn. „Aus welcher Gegend“ fragt sie wieder, nach einer Weile. Er tut erst, als hätte er nichts gehört. „Ich bin ein Obervalliser“ sagt er endlich. „Seid Ihr von Visp?“ fragt sie. „Nein!“ „Etwas aus der Goms?“ „Aeh . . . da oberhalb Brig. Ihr habt viel Schnee. Dauert der Winter hier lang?“

Sie versucht es noch einmal. „Ihr habt wohl keine Kinder?“ Er antwortet nicht. Wieder fragt sie: „Seid Ihr allein?“ Lange keine Antwort. Dann: „Aeh . . .“. Zuletzt sagt er: „Ja, ich bin allein. Seht, ist die Säge so recht?“

Die Frau hat trotzdem Mitleid mit ihm. Sie schenkt ihm eine Tasse voll Kaffee ein. Er trinkt sehr manierlich, ohne zu schlürfen; und zum Nasenputzen benützt er gar ein Schnupstuch und kehrt sich ab damit. „Ihr habt aber nicht die rechte Walliser Sprache!“ sagt sie, und denkt dabei: Städtische Manieren hat er. „Ich bin lang im Waadtland gewesen . . . Geht mir Eure Tischmesser. Ich will sie feilen, und es soll Euch nichts kosten“. Die Messer sind gefeilt, eines nach dem andern. Er hat kein Wort mehr gesprochen.

Dann geht er auf die Kunde durchs Dorf.

Zuerst bekommt er in einigen Häusern Arbeit genung. Denn er verlangt viel weniger Lohn als der Sägenfeiler, der sonst kommt, nur zwanzig Rappen für die Säge, der andere forderte fünfzig. Doch die Männer sind trotzdem nicht zufrieden mit ihm. Er verstehe seine Arbeit nicht, sagen sie. Der habe noch nie Sägen gefeilt. Und man will ihm keine mehr anvertrauen.

So kommt er am Abend ins erste Haus zurück. „Wißt Ihr was, Frau? Ihr habt da Holz vor der Tür. Sagt mir, wie lang und wie dick Ihr die Scheite haben wollt, das spalte ich Euch. Wißt Ihr, Frau, zu geben braucht Ihr mir nicht viel, da habt nur nicht Angst! Ich mache es

wohlfeil. Gebt mir nur die Kost und dann sonst, was Ihr meint, daß ich verdiene: denn wißt Ihr, Frau, ich muß von meinem Verdienst leben. Ich mache es ganz wie Ihr wollt, Frau, lange Scheite oder kurze, wie Ihr wollt, und bleibe bei Euch, bis alles gespalten ist“.

Die Mutter wagt nicht, ihn schroff abzuweisen. Er erscheint ihr fast unheimlich; seine Augen schauen sehen und frech zugleich in die ihren. „Ich will mit meinem Manne reden,“ sagt sie. „Ja, tut das! Ich komme dann noch einmal, aber wißt Ihr, Frau, ich will Euch etwas geben, für den Kaffee, und wenn Ihr mir noch etwas darauf zahlt, ist es mir recht; zahlt, was Ihr wollt. Seht, da friert man nie an die Füße“, und er zieht ein Stück Tuch aus der Tasche, grünbraunes Tuch, nicht neues. „Davon schneide ich Euch Sohlen für Eure Schuhe, Frau! Ich habe schon Manchem davon verkauft, und sie haben mir gerühmt, wie schön warm das gebe. Gebt nur Eure Schuhe. Er schneidet ungelenk und unsicher, mit zitternden Händen, zwei Stücke heraus. Etwas bleibt übrig. „Das könnt Ihr auch behalten, für das Kind, oder Ihr könnt die Messer putzen damit. Für die Messer gibt es nichts besseres. Also, ich komme dann noch einmal“.

Die Frau hat alles geschehen lassen. Es ist ihr so merkwürdig vorgekommen, so daß sie jetzt, da er gegangen ist, nicht mehr weiß, was sie ihm geantwortet hat. Nun setzt sie sich ans Rad und spinnt.

Locher und weiß umfloßt die Wolle den Kunkelstab. Leise schnurrt das Rädchen, gleichmäßig tritt der Fuß, gleichmäßig atmet das Kind in der Wiege. Der Mutter Gedanken umkreisen den Alten, den seltsamen Fremden.

Da steht er wieder in der Stube. Wie das Lampenlicht aufflammt, sieht die Mutter, daß er ihr ein Kleidungsstück entgegenhält: „Seht, Frau, das könntet Ihr mir abkaufen! Bei uns ist es nicht der Brauch, so etwas zu tragen, und mir ist es auch zu groß, ein Mantel! Gutes Tuch, Frau. Ja, das „Manteau,“ ist aus feinem schwarzem Tuche, glänzend neu. Wenn die Hausmutter eine Städterin wäre, so wüßte sie, daß der Sägenfeiler ihr einen feinen Gehrock hinhält. „Nehmt ihn in die Hand, Frau! listet ihn! listet ihn! Es ist ein gutes Tuch, ein schönes Geschenk für Euren Mann. Und ich gebe es Euch wohlfeil, das Manteau, für fünf Franken habt Ihr es, da, nehmt es! Wißt Ihr, Frau, ich habe Geld nötig. Ich muß heute fünf Franken auf die Post tun und verschicken. Mein Schwager hat mir das Manteau geschickt, aus dem Unterwallis. Dort ist das Mode. Versteht Ihr: es hat mich nichts gekostet. Aber wißt Ihr, wenn man Geld nötig hat, Frau! Fünf Franken; ich würde es sonst gar nicht verkaufen“.

Aber diesmal ist die Hausmutter fest; sie will das „Manteau“ nicht. „Ich habe kein Geld,“ sagt sie, „und mein Mann würde mir! Hier trägt doch kein Mensch solches Gewand als etwa an der Fasnacht — was wollten wir

damit?" — Da antwortet der Sägenfeiler bloß mit einem hastigen: So, ja denn! schlafet wohl!" und geht hinaus. —

Am andern Morgen früh, grad nach sieben Uhr, — das Tal ist noch grau, der Himmel über den Bergspitzen blaß — wandern von ihrem abgelegenen Heim her drei Kinder dorfwärts, der Schule zu — die liebliche blonde Oliva, die bleiche Anna und der Julian, der sechsjährige mit den lachenden Augen und den Mäusezähnen. Die drei verschwinden fast in der Schneefurche, die von ihrem Hause auf den Talweg führt. Sie laufen einander nach, um zur Wärme zu kommen, und puffen einander. Dem Julian gelingt es, sich an die Spitze zu drängen. Mit einem Sprung und Gelächter setzt er in den Talweg. Da verstummt er plötzlich, schaut einen Augenblick starr den Weg hinab, dreht sich dann zurück und deutet mit ernstem Gesichtchen. Talauß hinweg schreitet einer, ein Alter, vornübergebückt. Er hat eine Schirmmütze bis in den Nacken gezogen, dünne graue Haarsträhnen hängen ihm bis auf die Schultern nieder; er ist in Halblein gekleidet, trägt einen kleinen Sack am Rücken und greift weit aus mit einem Hakenstock. Laut redet er mit sich selber. — Die Kinder schauen ihm nach. — „Ein leides Mannli!" flüstern sie —. „Ein fremdes Mannli."

Nun ist er um die Schnecke verschwunden. Da schauen die Kinder einander an, lachen laut auf — und laufen davon, dem Dorfe zu.

Man sieht eine Zeitlang noch die Fußtritte des Fremden im Schnee. Wer talein kommt, bleibt da und dort einen Augenblick prüfend stehen: „Das sind nicht Nägel, wie wir sie hier haben; sie sind spitzer . . . da ist ein Fremder gegangen . . ."

Gegen Abend beginnt es zu schneien.

Nun sieht man auch die Fußtritte nicht mehr.

Die Candida.

Von ihr hat mir der alte Felix erzählt.

Drei Mal hat der Felix sie gesehen. Wo sie heute ist — wer weiß es?

Mehr als dreißig Jahre ist es her, da war eine große Trockenheit im Tal. Das Gras konnte nicht wachsen. Um die Wintermitte war in mancher Scheuer kein Heuhalm mehr. Groß war die Not. Bald war mancher auch mit dem Stroh zu Ende. Dann versütterte er die Tannennädeln, die er den Sommer über als Streue in den Wäldern zusammengereicht hatte. Als auch die zu Ende waren, mußten die Armen ihr Vieh schlachten oder zu einem Spottpreis verkaufen. Wer aber irgendwie oder irgendwo Geld aufreiben konnte, der ging damit von Bauer zu Bauer, von Dorf zu Dorf, im weiten Lande herum, bis er Heu zu kaufen fand.

So tat auch der alte Johannes, des Felix Vater. In einem Dorf außerhalb dem Tal, über acht Stunden von seinem Dörflein entfernt, fand

er endlich Heu. Doch wie es heimbringen? Eine Bahn gab es nicht, Wagen hatte er nicht, der Weg talein ist viel zu schmal dafür — und mit Schlitten, ja, wie oft hätte er damit hin- und herfahren müssen! — Der alte Johannes ging heim und sagte zum Felix: „Du gehst mit zwei Kühen hin und bleibst dort, bis sie das Heu gefressen haben. Du kannst Brote mit dir nehmen und geräuchertes Fleisch, und Käse bis genug. An Milch wird es dir nicht fehlen: die Blonda gibt schön. Was zuviel ist, kannst du probieren zu verkaufen. Ich glaube aber nicht, daß es geht. Da magst du sie in Gottes Namen armen Leuten geben oder wem es etwa ist; das siehst du dann wohl; gescheit genug bist du dafür. So behüte dich unser Herrgott, und mach eine gute Reiz!“

So ging denn der Felix mit seinen Kühen in die Fremde. Er war damals in seinen schönsten Jahren — sein Gesicht ist ja heute noch schön, trotz der Runzeln; — damals aber blühte es in frischen Farben, und dazu war der Felix sehr groß, schlank, und voll Kraft, heiter und flug.

Im fremden Dorf machte er Aufsehen. Allen Mädchen gefiel er, und die Burschen ärgerten sich über ihn. Als er am ersten Sonntag in der Kirche auf der Orgellaube unter den jungen Gesellen Platz suchte, da stießen sie ihn mit den Fäusten und mit den Füßen, — ja, sie ergriffen ihn und wollten ihn mit Gewalt über das Geländer ins Schiff hinabwerfen. Doch der Felix hielt Stand, den ganzen langen Gottesdienst hindurch, und manch einer ging danach mit hinkendem Beim oder schmerzender Seite nach Haus. Von da an konnte der Felix allsonntäglich ungestört beten. — Die ihn im Freien zum Schwingen zwangen, warf er im Kampfe nieder. Und als ihn die Burschen vor den Augen des Dorfes in einer Schneeballschlacht demütigen wollten, da wußte er so geschickt auszuweichen, daß ihn kein einziger Ball traf, — und so geschickt zu werfen, daß seine Gegner ein paar Tage mit Beulen herumgingen, groß wie Hühnereier. Nun versuchten sie, ihn mit Worten zu schlagen. Als der Felix eines Tages aus einem Stall trat, worin er mit der jungen Hirtin geplaudert, kam eben der Pfarrherr gegangen und der Naz. Da rief ihm der Naz höhnisch zu: „So so! Felix! dem Weibervolk stellst du nach. Ah, dafür bist du gekommen? Meinst wohl, die frügen so einem fremden Strätsch etwas nach?“ — Ihr könnt denken, wie dem Felix das Blut ins Gesicht schoß! Des Pfarrers wegen nahm er sich, so gut es ging, zusammen und sagte bloß: „Wenn das Weibervolk hier alles ist, wie die da im Stall, so magst du ruhig sein. Solche gibt es in unserm Tale mehr als genug. Da hätte ich keinen Fuß daran zu setzen brauchen.“ — Laut auf lachte der Pfarrer und schlug dem Naz auf die Schulter: „Gelt Naz, dich hat's! dich hat's getroffen!“ — Am Sonntag darauf, als der Felix am Pfründhaus vorbeiging, klopfte der Pfarrer ans Fenster und winkte ihm, hereinzukommen. Drinnen in der Stube

stand Wein auf dem Tisch und ein Glas. „Trink!“ sagte der Pfarrer. „Du hast es verdient!“ — Der Felix stand verdukt. — „A, du weißt wohl gar nicht, wie gut du getroffen hast. Die in dem Stall, das ist die Schwester gewesen vom Naz. Es hat mich gefreut, daß der einmal bekommen hat für sein böses Maul.“ —

So war der Felix Sieger im Dorf. Doch freute er sich wenig darüber. Denn da war keine im Dorf, der er zu gefallen wünschte.

Ja, bis die Candida kam. Sie kam aus ihres Vaters Dorf, das eine halbe Stunde entfernt lag. Er sah sie an seinem Stall vorbeigehen, den Weg hinan, ein paar Tage hintereinander. Er wußte nicht, wer sie war. Nur daß sein Herz pochte, wenn er sie sah.

Stolz wie eine Königin schritt sie vorbei. Für ihn hatte sie keinen Blick. Auf einem hohen Hals trug sie ihr Haupt, und wunderlieblich war das geformt, o, und o hold die Farbe des Gesichtleins, wie ein Rosenblatt, nicht anders. — „Die! Die!“ — dachte der Felix. — Und er ging ihr nach.

Leicht schritt sie vor ihm her. Bei einem Stall hielt sie an, beugte den Kopf und verschwand in der Tür.

Da stand nun der Felix. — „Soll ich ihr nach? soll ich nicht?“

Ein Mann trat heraus, ein älterer Mann, den der Felix schon vor- dem gesehen, hatte ein Hirtenhemd angetan, einen Strohhut auf, und in der Hand ein Melkfaß voll Milch. — „Du bist es Felix!“ sagte er freundlich. „Das ist recht, daß du auch einmal zu mir in den Stall kommst!“ und er bot ihm die Hand.

In diesem Augenblick trat sie hinter dem Severin aus der Tür, als ginge die Sonne auf, mit Augen, blau wie der blaueste Himmel. Sie sah den Felix nicht an. Dem Severin wandte sie ihr Gesichtlein zu, voll Flehens. — „Severin! gib mir doch ein Tröpflein Milch zu trinken! ich verdurste! — Gib mir doch ein einziges Tröpflein! Severin!“ — Der Mann hob sogleich das Melkfaß vom Boden und sagte freundlich: „So trink doch nur! Hier ist ja Milch genug und genug.“ Doch statt zu trinken, faltete das Mädchen die Hände, schaute ihn an, wie ein Sterbender unseren Herrgott, und flehte noch dringender: „Erbarme dich doch, Severin! Um Gottes heiligem Erbarmen willen hab Erbarmen mit mir und gib mir ein einziges, einziges Tröpfchen.“ Noch immer hielt der Mann das Faß in die Höhe: „Nun sei ein gutes Mädchen und trink, Candida!“ sagte er bittend, wie zu einem kleinen Kinde. — Doch sie flehte und flehte: „Ein einziges Tröpflein! Meine Gebeine verdorren, meine Lippen verbrennen, die Zunge klebt mir am Gaumen.“ Währenddem hatte der Mann in die Milch geklaffen, hob das Faß nun noch höher, hielt es ihr an den Mund und bat: „Candida, trink doch. Die Milch ist ganz frisch!“ Doch sie stieß das Ge-

fäß von sich, und war mit zwei drei Schritten hinweg und gaßab. Lange noch hörte man ihr Jammern.

— „Es ist ein Kreuz mit ihr!“ sagte der Mann kopfschüttelnd, und stellte das Faß nieder. „Und dabei hättest du noch vor einem halben Jahr kein gescheiteres und besseres Töchterlein im Land finden können — außer etwa meiner Frau. Sie ist ihre Schwester. — Und seit die Missionäre hier gepredigt haben, ist sie nun so. Es ist ein Elend mit ihr. Der Vater hat sie hier ins Dorf gebracht, weil er gemeint hat, es könnte ihr hier schneller guten als daheim. Ja, ja! der gutet es wohl nicht sobald. In Gottes Namen! Man muß Geduld haben“.

Wann hat der Felix sie wieder gesehen?

In einer Nacht, gegen den Frühling hin, Mitternacht war vorbei, fuhr der Felix plötzlich auf aus dem Schläfe. Ein Rufen flog durch die Gasse und ein Getrappel; laut quitschte der Schnee unter eilenden Füßen. Der Felix fuhr auf, in die Kleider und aus der Tür, halb im Schläfe noch, doch fühlend, etwas Furchtbares sei geschehen. Schwarze Gestalten jagten vor ihm her; er tastete ihnen nach, durch Gassen und Gäßlein, hinan und hinüber, durch die Pforte, auf den Friedhof, an den Gräbern vorbei. Vor dem Weinhaus stand eine Menschenchaar, rufend, schreiend, mit den Händen fuchtelnd, und ein Gejammer quoll daraus empor.

Der Felix machte sich hin, drängte sich durch die Männer, und schaute.

Licht schlug ihm entgegen. Die Bogentür des gemauerten Häusleins stand aufgerissen. In der schwarzen Tiefe des Hintergrundes flammten Lichter auf dem Schnörkelaltar, unzählige Lichter. Da brannten weiße Kerzen, große und kleine und niedrige Stümpfchen, und gelbe Wachskerzen, zu Anäueln aufgewunden, wie die Bäuerinnen sie bereiten, da brannten Flammen in runden Laternchen mit staubgetrübtem Glas, und Flammen in eisernen, schnabligen Schalen. Es brannten Lichter, zahllos, wie in der heiligen Nacht. Nur daß sie den finsternen blutroten Totenaltar beleuchteten, nur daß ihr Schein den Leichnam des Herrn erhellte und die qualvollen Augen der göttlichen Mutter, die ihn auf ihrem Schoße ruhen läßt, nur daß der Schein rötlich und flackernd hinstrich über die Totenschädel und Totengebeine, die an der Wand aufgeschichtet lagerten, und daß die Flammen zitternd und vielfältig sich spiegelten in einem schwarzen Gewässer, das vor dem Altare, zwischen den Betbänken, unterhalb der Stufen des Einganges erschimmerte.

Den Männern zugekehrt, die entsetzt in das Geflacker starrten, stand einer, ein Kleiner, mit bloßem Kopf, zerzaustem Haar, die Arme bewegend. Der schrie mit überschlagender Stimme: „Ja, was ist es! Um Gottes heiligen Willen, was ist es? Ich habe mich auch gefragt. Mein Gott, der Schrecken! Ich habe gemeint, ich werde verrückt! Komme da über den

Friedhof, denke an nichts, und auf einmal etwas Weißes gegen das Beinhaus. Herr Jesusje, was ist das? Herr Jesusje, wie haben mir die Kniee geschlottert! Das geht gebückt gegen das Beinhaus. Und vom Beinhaus die Thür weit offen, und das Licht. Das bückt sich gegen die Schwelle, und mir ist, ich höre Wassergeplätscher, Herr Jesusje, was kann das sein? Ich bin sonst ein mutiger Mann, aber meint ihr, ich hätte dürfen fliehn? „Das könnte mir ja auf dem Fuß nachkommen“, habe ich gedacht. Lang bin ich gestanden, das mögt ihr mir glauben. Endlich denke ich bei mir selbst: „du hast doch gestern gebeichtet und heute die Kommunion empfangen, was hast du zu fürchten? Und bis am Morgen hier bleiben willst du doch auch nicht“. Das Weiße hat sich unterdessen aufgerichtet, und ist mit Weinen gegangen, und wieder zurück und wieder sich gebückt, und wieder das Wassergeplätscher, da bin ich zu. Und es sieht auf, und sagt leise: „Siegrist, um Gottes willen, stör mich nicht! stör mich doch recht nicht!“ Aber ich im Sprung darauf, und es gepackt, und wer ist es? Die Candida. Sie hat ein Leintuch über sich getragen, sonst ist sie denn gehörig bekleidet gewesen, und hat sich gewehrt und gejammert: „Laß mich! Laß mich doch, Siegrist! Siehst du nicht, wie die armen Seelen brennen? Hörst du nicht, wie sie jammern? Laß mich ihnen Wasser tragen, laß mich um Gottes willen ihnen Weihwasser geben!“ Das hätte ich dulden sollen? Solche Verrücktheit! Es ist ja nicht Weihwasser gewesen, bloß Wasser vom Brunnen, was hätte das doch den Armen Seelen genügt? Und dann die Lichter, die sie verbrannt hat, für viele Franken, und das ganze Beinhaus so mit Wasser gefüllt! Das gibt mir eine schöne Arbeit, bis ich es wieder hinaus habe; zwei Fuß hoch steht es gewiß wenigstens.

Ich hab ihr den Gimer entrissen und ihm einen Wurf gegeben, da hinüber. In dem Augenblick stößt sie einen Schrei aus, furchtbar; das Haar ist mir zu Berg gestanden. Und dann einen Schrei nach dem andern, es ist mir durch Mark und Bein, und sich gegen mich geworfen, und mich gepackt, loset! mit der Kraft von drei Männern! und dann sonst so ein zartes Weibsbild. Entsetzlich ist es gewesen. Wären sie mir nicht zu Hülfe gekommen, der Jasab und Chrill und was weiß ich wer sonst, die hätte mich fertig gemacht! Kein Mensch würde es glauben. Und jetzt, jetzt! hat die Kraft sie kumplet verlassen“.

Am Boden lag die Candida, auf dem Schnee, neben der Thür. Arme Candida, Hände und Füße mit Stricken gebunden, totenblaß das Gesichtlein, die Augen geschlossen. „Was schaut ihr so?“ schrie der Siegrist von neuem. „Sie ist ja nicht tot! Manche hätten sie gewürgt, oder derlei, um sie zu bezwingen; aber wir nicht! Wir denn nicht! Bloß grad gepackt und gebunden, und eine Mühe ist das gewesen, das mögt ihr mir glauben“.

„Es wird das Beste sein,“ sagte vortretend, mit tiefer Stimme der Gewalthaber, „wenn man sie einsperrt für einige Zeit, etwa in einer leeren Stube. Weiß Gott, was sie sonst noch anstellt“.

Der Felix hörte nicht weiter zu. Er ging. Die Tränen ließen ihm über die Wangen, und als er ins finstere Gäßchen einbog, schluchzte er laut auf. „Da bin ich nun der Stärkste im Dorf,“ dachte er, und das Herz wollte ihm zerspringen vor Schmerz, „habe feste Arme, Hände wie Eisen, und für sie kann ich nichts tun, nichts! nichts! Oh mein Gott und Vater, kein Mensch kann ihr helfen“.

Drei Tage nachher war das Heu aufgezehrt. Der Felix ging mit seinen Kühen zurück in sein Dorf.

Über dreißig Jahre sind seit jener Nacht vergangen. Der Felix hat die Candida nicht mehr gesehen. Auf jedem Markt hat er sich nach ihr erkundigt. Nur einmal hat er Kunde bekommen: sie sei aus der Stube ausgebrochen, habe ein Roß zur Tränke geführt und sei von ihm geschlagen worden, doch nicht tödlich. In stillen heimlichen Stunden erzählt der Felix oft von ihr, zu seinen Vertrauesten, mit leiser Stimme, die Hand über den Augen. Zum Schluß sagt er gewöhnlich: „So mag nun unser Herrgott für sie sorgen. Ich sehe sie in dieser Welt wohl nie mehr. . . und doch vielleicht . . was weiß man! . . solange man lebt“.

So ist ein Frühsommertag herangekommen, ein Tag, an dem die Welt aus lauter Sonne, aus lauter Glück und Jugend gewoben scheint.

Blumen, Blüten um und um, Blüten, Blumen soweit man sieht, gelbe Sönnchen, weiße Sterne, blaue Glöckchen, lächelnd aus Kraut und Gras und Busch, und so duftend! Wunderhold. Das selige Gewoge überschwärmt von Schmetterlingen, von Bienen übersummt, und überjubelt vom Getriller der Vögel.

In der Wallfahrtskapelle zuhinterst im Tal ist heut Messe. Zu beiden Seiten der braunen Tür warten Milchfäßchen, aus Holz, mit Tragbändern. Wer durch die halboffene Tür hineinschaut, sieht hinter dem Gitter des Chores den Pfarrer amtiert, in einem Überwurf aus lichtblauer Seide, vor dem vergoldeten Altare, und in den Frauenbänken zur Linken kann er im Dämmer die Alplerinnen knien sehen; es sind fast alles rosige Mädchen, mit weißen Hemdärmeln, schwarzen Leibchen, hellen Schürzen; über den Kopf haben sie ein blumiges Tuch geknüpft, oder sie tragen ein Strohhütchen, geflochten aus gelbem Stroh und mit einem schwarzen Samtband umziert. Zur Rechten die Männerbänke sind hinter einem Türflügel verborgen. Es wäre auch nicht viel zu sehen darin: zwei, drei Männer und im Winkel, versunken in Andacht, der Felix. Zeit hat er dazu! Er ist ja ledig.

Das Glöcklein läutet zur Wandlung, einmal, zweimal. Es läutet zur

Kommunion. Und nun ist die Messe vollendet. Die Auplerinnen treten heraus.

Sie heben die Milchfäſſchen empor und helfen einander in die Tragbänder.

Da ſehen ſie, ein paar Schritte von ihnen entfernt, eine Fremde am Boden ſißen, am Wegrand. Blaue Kleider haſchen ſich um ſie; ein weißes Kopftuch trägt ſie am Hinterkopf zu einer Schleife verknüpft, ſodaß es vorn mit einem Dächlein ihre Stirne beſchattet.

„Eine Wallfahrerin!“ flüſtern ſie zuſammen, „die zu ſpät für die Meſſe gekommen iſt“. Und ſie machen ſich auf den Heimweg, im Vorbeigehen forſchende oder lachende Blicke auf die Fremde werfend. Die hat die beiden Ellbogen auf die Kniee geſtützt und läßt die Stirn in den Händen ruhen. Gewiß iſt ſie heut ſchon weit gegangen. Neben ſich hat ſie ein Körblein ſtehen. Das iſt mit Blumen angefüllt.

Plötzlich fährt ſie auf. Der ſchüchternen Maria, die eben herankommt, winkt ſie mit dem Zeigfinger. Wie die Maria zu ihr tritt, ergreift ſie ihre Hand mit harten, heißen Fingern, zieht das Mädchen nieder und ſagt haſtig: „Du! Du könnteſt mir etwas abkaufen! Wohlſeil! ſo wohlſeil be-
kommſt Du Deiner Lebtage nichts mehr — willſt Du?“ Dabei ſchaut ſie mit fiebrigen Augen aus einem bleichen Furchengeſicht ſo dringlich, daß die Maria zurüſchrickt. „Hab doch nicht Angſt! was wollt ich dir tun? Ich bin ein armer unglücklicher Menſch, das ſiehſt Du doch! Sieh, willſt Du mir das abkaufen?“ Sie zieht ihr Taſchentuch heraus. Gelb iſt's, mit einem roten Band umziert. „Für zehn Rappen iſt es Dein!“ Die Maria befreit leiſe die Hand und ſagt verlegen: „Ich habe doch kein Geld bei mir! Die andern warten, ich muß preſſieren, behüt Euch Gott!“ und ſie eilt davon.

Nun kommt die blonde Joſefa gegangen. „Du!“ ruft die Fremde, „das mußt Du mir abkaufen, wart!“ Sie löſt die blauweiße Schürze und hält ſie ihr hin. „Beſſeres Tuch findeſt Du nirgends!“ „Hi!“ lacht die Joſefa und läuft davon. „Solche Schürzen habe ich mehr als genug!“

Da ſieht die Fremde die Creſcenzia kommen. Eilends knüpft ſie das Kopftuch loſ und ſtreckt's ihr entgegen. „Du Mädchen! Du geſällſt mir beſſer als die andern. Du kauſt mir das ab. Für fünfzig Rappen ſollſt Du es haben. Es iſt wie neu“. Doch die Creſcenzia läßt die Bähne und die Augen erglänzen und antwortet, halb Mitleid und halb Spott: „Das müßt Ihr ſelber behalten! Ihr könnt es wohl beſſer brauchen als ich“ und iſt hinweg.

Dann kommt der Pfarrer gegangen. Er betrachtet die Fremde verwundert. Doch ſie, vor ſich hinſinnend, bemerkt ihn nicht.

Jetzt tritt der Felix aus der Thür. Er ſieht die Fremde im Sonnen-
glanz ſißen, mit bloßem Kopf, und denkt: „Was mag das für eine ſein?“

Wie er langsam herankommt und langsam vorbeigeht an ihr, sagt er zu sich: „Dieses Gesicht solltest du kennen. Das hast du auch schon gesehen. Aber wo?“ Er schaut zurück, zwei Mal, drei Mal . . . da durchfährt ihn ein Blitz: „Das ist sie! das muß sie sein, die Candida! Alter, natürlich, ja, es ist sie!“

Einen Augenblick bleibt er stehen, dann geht er zurück.

Wie sie ihn kommen sieht, knüpft sie schnell das Tuch um den Kopf, steht auf, ergreift den Korb und geht mit großen Schritten davon, quer über den Weg, hinab zum Flützchen, über den Steg. „Ihr!“ ruft der Felix und folgt ihr. „Wartet! — Candida!“

Einen schnellen Blick wirft sie zurück, dann eilt sie noch mehr. Leicht schreitet sie aus, mit langen Schritten, eine größere und größere Leere hinter sich lassend. Ihr Kleid weht, die Zipfel ihres weißen Tuches flattern. So schreitet sie hinaus, talaus, hinweg.

Den Felix läßt sie weit zurück.

Die Engländerin.

„Hi!“ lacht die Regina, wie sie mit den übrigen Alplerinnen über die Weiden emporsteigt zum Stadel. „Was es doch für Fremde gibt! Merkwürdige Leute sind es schon!“

Ich bin vor Tal gewesen für Brot, und wie ich talein komme, gehen zwei vor mir her, einer und eine. „Die haben einander nicht ungern,“ denke ich bei mir. Sie haben einander an der Hand geführt, große Leute sind es gewesen, wohl reiche, das habe ich schon gesehen. Aber was sie für Gewand getragen hat, loset! wenn ich nicht allein gewesen wäre, ich hätte überlaut gelacht: einen breiten, breiten Hut und darüber einen Schleier; der ist rückwärts bis über die Mitte niedergegangen. Und dann noch einen Schirm in der Hand! und ist am Himmel nicht das kleinste Wölklein gestanden! Ich habe gedacht: die Zwei läßt du vorgehen. Das sind nicht Leute, die das Arbeiten gewohnt sind! Die würden ja lachen, wenn sie dich sähen mit dem Korb am Rücken; wenn ich wenigstens das Brot zugedeckt hätte! Aber nein, so brauchen sie dich nicht zu sehen!“ Und habe mich auf die Mauer am Wege gesetzt, ich bin ja auch müde gewesen, und habe gewartet. Ich habe sie bald nicht mehr gesehen. Ihr wißt ja wohl, wie groß die Büsche an der Straße sind und wie die sich biegt. Nach einer Zeit denke ich: die sind nun weit, oder sicher sind sie ins Gasthaus an der Straße! Nun vorwärts. Aber ich bin bloß um die Biegung, bloß etwa zehn Schritte, da sind sie erst da, auf einem Stein am Wegrand. Lachen habe ich müssen für mich und gedacht: Das ist denen wohl noch unlieber, daß ich komme, als mir; auf dein Brot werden die wenig achten! Er hat beide Arme um sie gehabt, und sie den Kopf an seiner Achsel, loset! Und haben nicht einmal

gehört, daß ich komme. Aber ohne einen Blick auf sie zu werfen, habe ich doch nicht vorbeikönnen. Er ist denn ein hübsches Mannli gewesen, gefallen hätte mir der auch. Aber sie! wie die dem hat gefallen können! Eine bleichere hab ich mein Lebtag nie gesehen. Sie hat die Augen zugehabt, sodaß ich fast erschrocken bin. Wie eine Tote hat sie ausgesehen, nicht anders. Aber was weiß unsereins, was die Stadtleute schön finden! Er hat etwas gesagt, es hat mich fast gedünkt, zu mir. Aber verstanden habe ich ihn nicht, und gedacht, das werde wohl nichts zu bedeuten haben, und weiter mit meinem Brot. Aber jezt muß ich doch immer denken, ich hätte fragen sollen, was er gemeint hat, so bleich wie die gewesen ist“.

Die andern Mplerinnen lachen ein wenig und scherzen; und plaudern bald von denen, die ihnen wichtiger sind.

Nachts kommen ein paar Burschen vom Stafel herunter, mit Lärchen, mit Lachen, mit Sprüngen, heiß, und die Herzen voll Jubel. Plötzlich bleibt einer stehen, der Jüngste, der Josab und zeigt auf's Gasthaus hinab. Finster steht es in der mondhellen Nacht. Alle Fenster schlafen, Doch dort im Effenster, glimmert ein schwacher Schein, ein Lichtlein. „Da steht einer früh auf,“ sagt der Pius. „Der geht auf einen Berg, hi, wer da mit könnte! Das wäre lustiger als Heuen!“ Aber der Josab steht noch immer und schaut. „Das gefällt mir schlecht, das Licht!“ Laut lachen die Andern auf. Aber dann verstummen sie. „Mir wär's auch lieber, wenn es nicht brennte,“ meint der Severin. Und still gehen sie weiter. Sie fühlen auf einmal die Kälte der Nacht, und der Vorderste fährt vor dem Schatten eines Busches zurück, der schwarz über den Weg fällt.

Am Morgen kommt der Gastwirt mit schnellen Schritten in's Dorf, in's Pfarrhaus. „Was ist? Ist etwas Ungutes,“ fragt der Pfarrer, wie er das verstörte Gesicht sieht. „Eine angenehme Sache ist es nicht,“ erwidert der Wirt. „Für die Gemeinde nicht und für Euch nicht, und am wenigsten für mich. Es ist eine Fremde gestorben im Gasthaus, eine Engländerin. Daß sie krank ist, habe ich schon gestern abend gesehen, wie sie gekommen ist, mit ihrem Mann. Aber wer denkt gleich an so etwas! Und der Mann kann kaum zwei Worte deutsch.“

O die Unruhe, die mit einem Male das stille Dorf durchstürmt! O das Hin und Her, vom Pfarrer zum Präsidenten und vom Präsidenten zu den Räten, und auf die Post, zum Telephon, und das Suchen nach Gesehen, und das Durchblättern von Büchern, und das Gelaufe her, und das Gelaufe hin, vom Nachbarn zur Nachbarin und von der Nachbarin zum Nachbarn, und das Beraten, und das Gerede, und das Geflüster. Noch nie ist ein fremder Mensch im Tale gestorben, noch nie hat eine fremde Leiche Eingang verlangt in den Friedhof, wo die Talleute schlafen. Und nun diese Wildfremde, aus fernem, unbekanntem Lande, kommt her, hier zu sterben, ohne

Beichte, ohne Wegzehrung, ohne letzte Ölung, eine Ketzerin wahrscheinlich; vielleicht gar eine Ungetaufte.

Was sich seit Jahren, was sich seit Jahrhunderten niedergeschlagen in den Gedanken, wirbelt plötzlich empor, trübe, dunkel, schlammig, und verfinstert Augen und Herzen. Jedes Mißgeschick erwacht, das dieser und jener in der Fremde erlitten, jede Verlegenheit, die er vor Fremden empfunden, jeder Spott und jedes Lächeln, das er je in ihren Mienen gelesen, jedes Mißtrauen, jeder Reid und jeder Bohn, den ein müßiger, reichgekleideter Fremder jemals in einen der schwerarbeitenden Männer ausgesät hat. Und jedes gehässige Wort über die Ungläubigen streckt seinen Kopf empor, Worte, die vielleicht lange gestorben schienen, und jedes Gerede über ihr Leben und Glauben, jede Vermutung, jeder schlimme Gedanke. Und alle Mühsal und alle Arbeit, die der Bau der Kirche und des Friedhofes bereitet, erheben die Stimme, und die Kosten, die vergangenen und gegenwärtigen und zukünftigen. Wie das dunkel sprudelt und wogt und einherflutet! Aber den Felsen des Gesetzes kann es nicht überfluten, des Gesetzes, das für jeden Menschen ein Grab auf dem Friedhof verlangt.

Wie schwarz sich heute die Nacht herein wälzt in's Thal. Wolken schiffen schwer einher über dem Dorfe. Fensterläden schlagen auf und zu. Von den Stadeln fliegen Büschel welken Krautes nieder. Im Friedhof klingen alle Perlenkränze an den Kränzen. Die Flügel des Gattertores schwingen her und hin. Wo wird sie ruhen, die Fremde? Schon vor ein paar Stunden ist der Totengräber mit der Hacke zurückgegangen in's Dorf.

Dort in der letzten Kranzreihe wird das Grab sein, natürlich. Dort neben der jungen Maria. Friedlich wird sie da schlummern, die fremde Frau. Die Toten wissen nichts vom Hader der Lebendigen. Aber da neben dem Kranz der Maria ist doch kein Grab? Kein Erdförnchen ist ja da verrückt. Gräser schwanke hin und her im Winde.

Wo denn haben sie dein Bett bereitet, fremde Frau?

Doch hier, was ist das? Wie führt denn mit einem Mal ein schmaler Weg hinein in's mauerhohe Unkraut hier in der Ecke? Das Unkraut ist weggesichelt, wegleinbreit und hinter dem Weglein — da ist das Grab. Schwarz schaut es empor in den wolkenjagenden Himmel. Kein einzig Kreuzlein erhebt sich hier, und weit ist doch der Raum. Kein einzig Blumenbeet wölbt sich hier. Hier habt ihr der Fremden die Ruhestatt bereitet? Kein Weihwassertröpflein fällt hier jemals nieder. Abgewendet ziehen die Prozessionen an dieser Stätte vorbei. Keine Hand erhebt sich jemals zum Segen. Hier sollst du ruhen, arme, fremde Frau.

Im schmalen Fenster der Kapelle flimmert ein Lichtlein. Warum? Niemand betet ja noch dort. Keiner liest ja dort noch die Messe. Noch ist das Häuschen ungeweiht und ungesegnet.

Wagst du's, hinein zu spähen durch's schmale Fenster? Du darfst es wohl. Es sieht dich niemand. Niemand ist drin als ein einzig zitternd Lichtlein, niemand als im schmalen Sarg eine bleiche, fremde Frau, und dort, am Boden, neben dem Sarg, etwas Schwarzes, zusammengekauert. —

Frühmorgens schaut die Rosina aus dem Fenster. Was gibt's wohl für Wetter? Heuen kann man heute wohl nicht. Die Wolken hängen grau bis hinab in den Wald.

Was kommt denn da unten auf dem Weg? Es bewegt sich, rückt vor, langsam, langsam . . . Jetzt ist es hinter den Büschen verborgen, — jetzt . . . „Jesus!“ sie fährt zurück. Doch gleich biegt sie sich wieder vor, wischt mit der Schürze über das Glas und späht: vier Männer geduckt; ein schmaler Kasten in ihrer Mitte; hintendrein ein Mann allein, barhaupt, den Kopf mit dem hellen Haar gesenkt. Ohne einen Laut ziehen sie dahin, langsam, unaufhaltsam, bald auf dem offenen Wege, bald zwischen Büschen verschwindend, weiter und weiter, dem fernen Talausgang zu. Kleiner und kleiner werden sie. Jetzt sieht man nur noch den Mann. Einen Augenblick leuchtet sein Haar auf — — jetzt ist auch er verschwunden. —

„Was siehst du?“ fragt der Johann aus dem Bett. — „Sie tragen sie fort, die Engländerin,“ antwortet die Rosina. — „So?“ meint der Johann. A, nun, das ist wohl auch das Beste: es ist ja doch eine Fremde . . .“

Aller Seelen.

Einmal im Jahr — wenn leis die Blätter fallen,
Laßt uns zu unsern Toten wallen!
Laßt uns an ihre Gräber treten,
Um still zu beten.

Einmal im Jahr, das ist gewiß nicht viel,
Laß Handwerk, Pflug und Saitenspiel,
Hörst du? Es flüstern die Cypressen:
Wir sind vergessen!

Einmal nur — ja einmal nur im Jahr
Bring' den Toten ein „Te Deum“ dar,
Und hat der Tag ein Röslein noch erweckt,
Das in die graue Welt sein Köpfchen steckt,
So brich's — und trag's mit gläubigem Sinn,
Zum Kirchhof hin.

Einmal im Jahr — wenn leis die Blätter fallen,
Laßt uns zu unsern Toten wallen;
Laßt uns an ihre Gräber treten,
Um still zu beten!